

Zwei unbekannte Gleichnisse Jesu

Von Josef Schmid, München

Unbekannt im eigentlichen Sinn sind die zwei Gleichnisse, von denen ich im folgenden sprechen will, nicht, weil sie ja in den Evangelien stehen. Weil sie aber nicht in die Liturgie aufgenommen wurden, so pflegen sie auch von den Predigern ignoriert zu werden. Ich erinnere mich nicht, je in meinem Leben eine Predigt über eines von ihnen gehört zu haben. Es scheint mir darum eine lohnende Aufgabe zu sein, diese zwei verborgenen Perlen etwas ans Licht zu ziehen und ihre tiefen Gedanken zu erläutern. Fast könnte es allerdings scheinen, als gebe es da nicht viel zu erklären, so klar und durchsichtig sind sie, so lange man nicht mit allegorischer Deutung hinter ihnen einen Geheimsinn sucht, den Jesus nicht in sie hineingelegt hat. Beide Gleichnisse haben dies gemeinsam, daß sie nur bei jeweils *einem* Evangelisten stehen, das eine bei Matthäus, das andere bei Lukas.

I.

Mt 21, 28—32: ²⁸Was meint ihr aber (zum Folgenden)? Ein Mann hatte zwei Söhne. Er ging zum ersten und sprach: Mein Sohn, geh, arbeite heute im Weinberg! ²⁹Der antwortete: Ja, Herr, ging aber nicht hin. ³⁰Da ging er zum zweiten und sprach ebenso. Der antwortete: Ich mag nicht. Nachher (jedoch) besann er sich eines Besseren und ging (doch) hin. ³¹Wer von den beiden hat den Willen des Vaters getan? Sie sagten: Der Letztere. Da sprach Jesus zu ihnen: Wahrlich, ich sage euch: Die Zöllner und Huren kommen eher in das Reich Gottes hinein als ihr. — ³²Denn Johannes kam zu euch mit dem Weg der Gerechtigkeit, und ihr habt ihm nicht geglaubt. Die Zöllner und die Huren aber haben ihm geglaubt. Ihr aber habt euch, obwohl ihr es saht, doch nicht schließlich eines Besseren besonnen, so daß ihr ihm glaubtet.

Diese Parabel hat eine merkwürdige Überlieferungsgeschichte erlebt. Sie liegt nämlich in drei verschiedenen Fassungen vor. Nach der einen, deren Text ich soeben übersetzt habe, erwidert der vom Vater zuerst angesprochene Sohn die Aufforderung, im Weinberg zu arbeiten, mit Ja, geht aber dann doch nicht hin. Der zweite Sohn handelt genau umgekehrt; er antwortet mit einem trotzigen Nein, besinnt sich aber alsbald eines Besseren. Demgemäß antworten die Zuhörer Jesu, der „Letztere“, der zweite, sei der wirkliche Erfüller des väterlichen Willens gewesen. Ein Teil der handschriftlichen Überlieferung stellt dagegen den Neinsager voran und läßt demgemäß auch die Zuhörer antworten, der „erste“, eben dieser Neinsager, habe den Willen des Vaters erfüllt. Die dritte Textform aber stellt ebenfalls den Neinsager voran, bezeichnet aber „den Letzteren“, d. h. den nichts leistenden Ja-sager als Erfüller des väterlichen Willens. Es liegt auf der Hand, daß dies eine sinnlose Antwort der Zuhörer Jesu ist. Trotzdem haben einige Ausleger gemeint, diese dritte Textgestalt der Parabel sei die ursprüngliche. Sie meinen nämlich, die von

Jesus angeredeten Führer der Juden hätten *absichtlich* eine verkehrte Antwort gegeben, „in der Absicht, die Prämisze nicht zu liefern, die Jesus von ihnen herauslocken will“ (Wellhausen). Mit gutem Recht urteilen aber die allermisten alten wie neueren Ausleger anders. Keine Übereinstimmung konnte aber bis heute darüber erzielt werden, welche der beiden anderen Textformen die ursprüngliche ist und wie es überhaupt dazu kam, daß man sie ändern zu müssen glaubte. Der Grund, aus dem das geschah, wird sich im folgenden noch herausstellen. Vorerst ist er unwichtig, solange wir zugeben, daß nicht der nichts-leistende Jasager der wirklich gehorsame Sohn war, sondern der anfängliche Neinsager.

Der Grundgedanke der im Gleichnis erzählten Geschichte (V. 29 f.) ist vollkommen klar; so klar, daß auch die Zuhörer Jesu ihn gar nicht verfehlten können: Nicht auf das Jasagen kommt es an, sondern auf das Tun. Durch dieses wird auch ein anfängliches trotziges Nein wieder gutgemacht. Indem aber die Jesus feindselig gesintneten Zuhörer das in ihrer Antwort zugeben, sprechen sie sich selbst das Urteil. Jesus braucht nur noch die Konsequenzen aus ihrer Antwort zu ziehen. Die Zöllner und die Huren, die durch ihr verworfenes Gewerbe und ihren unsittlichen Lebenswandel als Sünder bekannt sind und damit zeigen, daß sie dem Willen Gottes zunächst ein „Nein“ entgegengesetzt, sind trotzdem den von ihrer eigenen Frömmigkeit so überzeugten Pharisäern auf dem Weg ins Gottesreich voraus. Um die Wucht dieses Angriffs auf die Pharisäer und überhaupt seine Berechtigung zu verstehen, müssen wir uns daran erinnern, wer im Judentum zur Zeit Jesu die Pharisäer waren und wie die Zöllner — über die Huren braucht kein Wort verloren zu werden — beurteilt wurden.

Die Zöllner waren nicht etwa nur deshalb verhaftet, weil niemand gern Steuern zahlt. In der jüdischen Literatur werden sie mit Dieben und Räubern zusammen genannt, und als „Sünder“, d. h. als Inhaber eines ehrlosen und unsittlichen Gewerbes waren sie mit ihren Familien gesellschaftlich geächtet und der bürgerlichen Ehrenrechte beraubt. Die Pharisäer hingegen galten, und dies mit einem gewissen Recht, als die Klasse der Frommen innerhalb des Judentums. Sie hatten nicht nur selbst von ihrer Frömmigkeit eine sehr hohe Meinung und blickten auf die große Masse der religiös Ungebildeten, den *am haarez*, mit Verachtung und Abscheu herab (vgl. Lk 18, 9—14; Joh 7, 49). Sie erfreuten sich auch in den Augen des von ihnen so tief verachteten Volkes eben wegen der Strenge, mit der sie das Gesetz befolgten, eines hohen Ansehens, und man muß ihnen bestätigen, daß sie sich ihre Frömmigkeit etwas kosten ließen. Sie wollten die Idee Israels als der „heiligen Gemeinde“ verwirklichen und sonderten sich deshalb als „die Heiligen“ von den übrigen ab. Charakteristisch für ihre Frömmigkeit war der Gedanke der frommen „Leistung“. Ihre Führer, die Schriftgelehrten, vertraten die Lehre, Gott habe Israel deshalb das Gesetz gegeben, damit dieses durch „Gebotserfüllungen“ einen Schatz von Verdiensten erwerbe und zugleich Gott zu seinem Schuldner mache. Dieser Gedanke war das Hauptmotiv, das die Pharisäer antrieb bei ihrer Frömmigkeitspraxis. Denn dieser Gedanke gewährte ihnen das beruhigende herrliche Bewußtsein der Heils gewißheit.

Die Pharisäer auf der einen und die Zöllner und Huren als die verworfensten Sünder auf der anderen Seite bildeten also den stärksten Gegensatz, den man sich

innerhalb des damaligen Judentums überhaupt denken konnte. Wenn man das vor Augen hat, dann versteht man erst die ganze Schärfe des Wortes Jesu. Es ist ein förmlicher Faustschlag mitten in das Gesicht derer, die meinten, sie und sie allein seien wirklich fromm und die vornehmsten Anwärter auf das Gottesreich. Man muß das Wort, das Jesus zu ihnen spricht, im Zusammenhang mit seiner ganzen Predigt und mit seiner fortwährenden Auseinandersetzung mit den Pharisäern hören, um es recht zu verstehen. Dann ist einmal klar, daß den Pharisäern nicht etwa gesagt wird, sie würden *nach* den Sündern, also doch auch ins Gottesreich eingehen. Daß das nicht gemeint ist, geht aus V. 31 klar hervor, der für einen Teil der Juden das Erfüllen des Willens Gottes vollständig bestreitet. Das Gleichnis ist demnach eine Gerichtspredigt über den Pharisäismus, dessen Frömmigkeit trotz allen Eifers und aller Betriebsamkeit als vor Gott gänzlich wertlos und verkehrt erklärt wird.

Ehe ich zum V. 32 und dem in ihm liegenden Problem komme, wird es nötig sein, erst noch einiges über die eigentliche Parabel zu sagen. Der in ihr erzählte Vorgang, ein Ereignis der profanen Wirklichkeit, des Alltagslebens, soll nach V. 31b das Bild eines Vorgangs der religiösen Wirklichkeit sein. Das Verhalten der beiden Söhne soll das der ganz Frommen und der ganz Unfrommen innerhalb des Judentums veranschaulichen. Die Pharisäer, die Frommen, gleichen dem Sohn, der den Befehl des Vaters mit dem untertägigen Ja beantwortet, es aber dann dabei bewenden läßt und dadurch beweist, wie wenig tief und echt die Devotion ist, mit der er dem Vater gegenübertritt. Dem Neinsager dagegen, der zunächst über die ihm vom Vater zugemutete „Freiheitsberaubung“ förmlich explodiert und sich zu einem trotzigen und pietätlosen Nein hinreißen läßt, um sich aber nachher eines Besseren zu besinnen und sein schweres Unrecht durch die Tat gutzumachen, sollen die Zöllner und Huren gleichen. Sie sind die, die zunächst sich Gottes Willen widersetzen, dann aber reuig umkehrten. Darum kann ihnen und ihnen allein gesagt werden, daß sie auf dem rechten Wege sind. Die Pointe des Gleichnisses liegt offenkundig auf dem doppelten Gegensatz, der darin geschildert wird, dem Gegensatz zwischen den zwei Söhnen und dem zwischen Sagen und Tun. Was durch ihre Gestalten und ihr Verhalten eindrucksvoller, als es durch einen bloßen Spruch (vgl. Mt 7, 21) geschehen kann, gesagt werden soll, ist klar: Nicht auf das Jasagen kommt es an, sondern auf das Tun. Es soll nicht der anfängliche Neinsager als der Mustersohn dargestellt und sein Verhalten in seinem vollen Umfang als vorbildlich erklärt werden, sondern nur dies soll gesagt werden, daß durch seine spätere „Umkehr“ sein Ungehorsam wieder gutgemacht wurde. Aber, so müssen wir jetzt fragen, mit welchem Recht kann Jesus die Zöllner und Huren dem reuigen Neinsager und die frommen Pharisäer dem nichts leistenden Jasager gleichstellen? Damit kommen wir zum Problem des V. 32, der, weil mit „Denn“ angeschlossen, wie es scheint, den V. 31 begründen will.

Nehmen wir zunächst einmal an, es verhalte sich wirklich so und der V. 32 spreche die Moral des Gleichnisses aus, dann sind die Pharisäer deshalb Jasager, weil sie die Bußpredigt des Täufers abgelehnt haben, und die Zöllner und Huren deshalb die anfänglichen Neinsager, weil sie auf die Täuferpredigt hin sich zum Gehorsam gegen Gottes Willen bekehrt haben. Aber so lassen sich offenkundig die Parabel und ihre Anwendung in V. 32 nicht miteinander verbinden. Denn in V. 32 sind ja

gerade im Gegensatz zur Parabel die Pharisäer die Neinsager und umgekehrt die Zöllner und Huren die Jasager, wobei aber, wieder im Gegensatz zur Parabel, auf ihr „Ja“ auch die Tat folgte. Mit anderen Worten: der Kontrast zwischen Sagen und Tun, auf dem im Gleichnis der Akzent liegt, ist in V. 32 aufgehoben, und diese klare Erkenntnis zwingt uns zu der Folgerung, daß der V. 32 nicht die Moral der Gleichniserzählung ausspricht und auch in keinem ursprünglichen Zusammenhang mit dieser steht. Wir haben vielmehr in ihm einen jener Fälle, in denen die spätere Überlieferung an ein Gleichnis einen mit dessen Grundgedanken irgendwie verwandten Spruch angefügt hat. Gemeinsam ist dem Gleichnis und dem V. 32 nur der Gedanke, daß Gott die Zöllner und Huren weit wohlgefälliger sind als die eigentlichen „Frommen“, die Pharisäer. Den V. 32 kennt auch Lukas (7, 29 f.), bei dem jedoch statt der Huren „das ganze Volk“ genannt wird und auch der Gedanke fehlt, daß sich die Pharisäer durch das gute Beispiel der übrigen nicht zu gleichem Handeln aneifern ließen.

Nun komme ich nochmals auf die merkwürdige dreifache Gestalt zurück, in der die Parabel überliefert ist, näherhin auf jene uns sinnlos erscheinende Fassung, die den nichts leistenden Jasager als den Erfüller des väterlichen Willens bezeichnet. Jetzt beginnen wir zu verstehen, wie ein alter Leser des Gleichnisses seinen klaren Sinn so gründlich mißverstehen konnte. Er kam zu seiner Mißdeutung, weil er die Parabel von V. 32 aus zu verstehen suchte. Sein Mißgriff ist uns eine Bestätigung, daß wir jeden Versuch unterlassen sollen, das Gleichnis und seine scheinbare Anwendung in V. 32 in vollkommene Harmonie miteinander zu bringen. Das Gleichnis nimmt nicht Bezug auf die gegensätzliche Aufnahme der *Täuferpredigt* durch die Pharisäer und die Sünder, sondern es denkt an die verschiedene Aufnahme, die das Evangelium, *Jesu eigene Predigt*, bei den verschiedenen jüdischen Volksklassen erfuhr. Indem hier die Pharisäer, durch ihre eigene Frömmigkeit gehindert, sich dem Ruf Gottes widersetzen, bewiesen sie, daß sie in Wahrheit nicht die Frömmsten unter den Juden waren, daß vielmehr ihr frommes Ja zu Gottes Gesetz nicht echt war. In der alten Kirche hat man meistens unter dem Jasager die Juden und unter dem Neinsager die Heiden verstanden und sich damit über die in V. 31b von Jesus selbst gegebene Auslegung hinweggesetzt. Richtig ist aber, daß die Moral der Parabel über das Judentum der Zeit Jesu hinausreicht, weil, wie schon Origenes hervorgehoben hat, die Zöllner und Huren und andererseits die Pharisäer Gestalten von zeitloser Geltung sind.

II.

Lk 17, 7—10: 7Wer von euch, der einen Knecht hat, der (draußen) pflügt oder das Vieh hütet, wird zu ihm, wenn er vom Felde (heim)-kommt, sagen: Komm nur sogleich her und setze dich zu Tisch! 8Wird er nicht vielmehr zu ihm sagen: Richte mir etwas zu essen her, dann schürze dich und bediene mich, bis ich gegessen und getrunken habe, und hernach kannst du essen und trinken? 9Weiß er etwa dem Knecht Dank, weil er das Befohlene getan hat? 10So auch ihr: wenn ihr alles getan habt, was euch befohlen wurde, dann müßt ihr denken: Nichtsnutzige Knechte sind wir; wir haben (bloß) unsere Schuldigkeit getan.

Das Gleichnis vom Knecht, treffender gesagt: vom Sklaven, entnimmt sein Bildmaterial den Verhältnissen eines einfachen palästinischen Bauern, der anscheinend nur einen Sklaven besitzt. Auch in Israel ist der Sklave das Eigentum seines Herrn, im Unterschied vom Taglöhner, der sich einem Herrn nur für eine bestimmte Arbeit verdingt und im übrigen ein freier Mann ist. Zwischen ihm und dem, für den er arbeitet, kann man von so etwas wie einem echten Vertragsverhältnis sprechen, das die Rechte und Pflichten des einen wie des anderen festlegt. Nicht so bei einem Herrn und seinem Sklaven. Das Gleichnis wird durch eine rhetorische Frage eingeleitet, wie sie auch in anderen Parabeln begegnet (vgl. Mt 7,9—11 = Lk 11,11—13; Mt 6,27 = Lk 12,25; Mt 12,11 = Lk 14,5; Lk 14,28—30; 31 f. 15,4—7. 8—10; 17,7—9). Durch sie soll die Aufmerksamkeit des Zuhörers geweckt und diesem förmlich die einzige mögliche Antwort abgenötigt werden. Der von schwerer Arbeit ermüdet und hungrig heimkommende Sklave darf auch jetzt noch nicht an Essen und Trinken und die Ruhe denken. Sein Herr denkt gar nicht daran, ihm für die geleistete Arbeit durch die Einladung zum Essen zu danken. Er wird vielmehr, dafür ist er Sklave, sofort zu neuer Arbeit aufgefordert, zur persönlichen Bedienung des Herrn, und erst, wenn auch diese getan ist und sein Herr keinen weiteren Auftrag mehr an ihn hat, dann mag auch er essen und trinken. Und an Dank für die geleisteten Dienste denkt der Herr überhaupt nicht; denn dies entspricht nicht dem Verhältnis zwischen dem Herrn und dem Sklaven. Von Dank aber und nicht von Lohn wird gesprochen, weil der Sklave als Eigentum seines Herrn keinen Lohn empfängt. Würde ein Herr einem treuen und bewährten Sklaven einmal einen solchen Lohn zahlen, so wäre das eine persönliche menschliche Anerkennung, aber doch kein Lohn, wenn man diesem Wort seinen strengen Sinn läßt, nämlich den einer finanziellen Leistung, auf die der arbeitende Sklave einen strengen Anspruch hätte. Daß der Sklave, nachdem er seinen Herrn bedient hat, schließlich auch essen und trinken darf, ist nicht als Lohn zu verstehen, sondern ist zur Erhaltung seines Lebens und seiner Arbeitskraft für den Herrn nötig. Von Rechten irgendwelcher Art ist da nicht zu sprechen.

Dieser dem brutalen Alltagsleben entnommene Tatbestand dient Jesus nun zur Veranschaulichung einer Grundlehre seines Evangeliums, in der er sich in scharfen Gegensatz stellt zur herrschenden pharisäischen Lohnlehre. Genau so wie der Sklave für seine Arbeit keinen Lohn beanspruchen kann, weil alles, was er leistet, seine Pflicht ist, steht auch der Mensch Gott gegenüber im Verhältnis absoluter Abhängigkeit, ist ihm deshalb Gehorsam schuldig und kann ihm nicht mit irgend einer Forderung gegenüberstehen. Auch wenn er alles, was Gott von ihm verlangt, getan hat, soll der Jünger nie das Bewußtsein verlieren, daß er nur ein „nichtsnutziger“ Knecht ist, der lediglich seine Pflicht getan hat. Damit ist nicht gemeint, daß alle sittlichen Leistungen des Menschen vor Gott wertlos sind, und daß der Mensch zu wirklich guten Werken überhaupt nicht fähig ist. Der Text sagt vielmehr in Übereinstimmung mit der sonstigen Lehre das Gegenteil, und das Wort „nichtsnutzig“ soll nichts anderes als die Armseligkeit und Kleinheit bezeichnen, deren der Christ bei all seinem sittlichen Streben eingedenk bleiben soll. So wenig die Arbeit, die der Sklave für seinen Herrn leistet, wertlos, unbrauchbar ist, ebenso wenig sind es die sittlichen Leistungen des Menschen vor Gott. Das Gleichnis will auch nicht den

christlichen Gottesbegriff anschaulich machen und den Herrn allegorisch auf Gott und den Sklaven auf den Christen deuten. Daß Gott nicht ein mitleidsloser tyrannischer Herr, sondern der gütige Vater ist, soll hier nicht bestritten werden. Was das Gleichnis darstellen will, ist ausschließlich das Verhältnis eines Jüngers zu Gott. So wenig der Sklave durch das, was er für seinen Herrn leistet, diesen zu seinem Schuldner macht, dem er mit einem Lohnanspruch gegenüberstehen kann, so wenig kann der Mensch Gott zu seinem Schuldner machen. Darum ist der himmlische Lohn, von dem Jesus immer wieder spricht, stets nur ein Gnadenlohn, ein freies Geschenk von Gottes Güte. Den gleichen Gedanken spricht Jesus auch im Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg (Mt 20, 1—16) aus, wo der Herr durch die „Willkür“, mit der er allen Arbeitern ohne Rücksicht auf die verschieden große Leistung der einzelnen den gleichen Lohn zahlt, zeigen will, daß er „gütig ist“. Dort wie hier wendet sich Jesus deutlich gegen die Lohnlehre der Pharisäer, deren Grundgedanke war, daß der Fromme durch Anhäufung von „Gebotserfüllungen“ eine Art Rechtsverhältnis zwischen sich und Gott schaffen könne, weil Gott verpflichtet sei, ihm für seine verdienstlichen Leistungen einen Lohn zu zahlen. In der pharisäischen Lehre war ferner der Gedanke der Äquivalenz, der Gleichwertigkeit zwischen der verdienstlichen Leistung des Menschen und dem göttlichen Lohn, enthalten. Auch dieser verwegene Gedanke wird durch das Gleichnis zurückgewiesen. Selbst wenn der Christ „alles getan“, sein Bestes geleistet hat, darf er nicht vergessen, daß er einmal nur getan hat, was er Gott als seinem Herrn schuldet, ohne von ihm dafür eine Gegenleistung fordern zu können, und daß er gemessen an Gott ein armseliger Knecht bleibt. Diese religiöse Grundwahrheit ist auch den jüdischen Rabbinen nicht völlig abhanden gekommen. Einer ihrer größten, Rabbi Jochanan ben Zakkai, hat das Wort geprägt: „Wenn du viel Thora ausgeübt (= viele Gebotserfüllungen vollbracht) hast, dann tue dir darauf nichts zugute; denn dazu bist du geschaffen worden“.
